**Nachwort**

**Der versöhnte Blick zurück**

**Hohe Wellen** schlug die Untersuchung des Wirtschaftshistorikers und evangelischen Gemeindeglieds von Oberstdorf Dr. Otto Nübel schon vor der Veröffentlichung in den informierten Kreisen. Der Titel: „Die Oberstdorfer Christuskirche im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Geschichte der Bekennenden Kirche im Allgäu“, 2017 herausgegeben von der Evangelischen Kirchengemeinde Oberstdorf.

Denn in diesem Zusammenhang ergab sich die problematische Frage, ob man historisch Wahres aber zugleich persönlich Problematisches als Kirchengemeinde veröffentlichen darf.

**Worum geht es?** Die Pfarrvikarin Lydia Schröder war im Kleinwalsertal eine herausragende, charakter- und kraftvolle Persönlichkeit und zugleich eine mutige und profunde Theologin wie auch gewissenhafte Seelsorgerin. Großartig!

**Aber warum** wurde Großartiges erst nach Jahrzehnten publik? Welche Interessen haben hier Wirkmächtigkeit?

Die Umstände der Abberufung der Seelsorgerin aus dem Kleinwalsertal nach so einem segensreichen Wirken waren mehr als verwunderlich. Warum muss so eine verdiente Verkündigerin des Wortes Gottes und eine so erfolgreiche Gemeindebauerin gehen? Wer hat ein Interesse daran? Sie hat sich doch körperlich mit ihrem Asthma im Kleinwalsertal so gut erholt, dass sie auch ein anstrengendes Leben in den Bergen oft inmitten von Schneemassen mit Bravour meisterte. Was soll sie wieder in der Stadt oder in Industrieregionen, die ihr Schaden zufügen? War ihr früher Tod eine Folge ihres Lungenleidens, das sich fernab der guten Kleinwalsertaler Luft wieder verstärkte?

**Antworten** auf solche Fragen könnten sein:

1. Lydia Schröder war als Theologin illoyal gegenüber ihrem männlichen Vorgesetzten in Oberstdorf, Pfarrer Wilhelm Gabriel, gewesen. Sie hat Gemeindespaltung betrieben, um sich persönliche Vorteile zu sichern, und das Kirchenrecht missachtet, das in dieser Zeit keine Frauen im geistlichen Amt vorsah. Und überhaupt war sie eine seltsame und eigensinnige Person, ein „Frauenzimmer“, das unangenehm und unpassend für das Kleinwalsertal und die Oberstdorfer Gemeinde war. Diese Vorwürfe arbeitete Dr. Nübel in seiner Untersuchung anhand der Quellen heraus.
2. Lydia Schröder wurde das Opfer von Mobbing-Prozessen, die obsiegten mit Hilfe eines „aggressiven Harmoniestrebens“. Das heißt: Aggressionen wurden verdeckt mit Hilfe intransparenter, persönlicher Kommunikation weitergegeben, damit Persönlichkeiten mit Entscheidungsbefugnis so handeln, wie die Aggressoren selbst es wünschen. Zugleich wird nach außen mit Worten und Symbolhandlungen betont, wie friedfertig man(n) ist. Es entsteht damit eine „Täter-Opfer-Umkehr“ und im Nachhinein eine Re-Victimisierung. Nun hat das Opfer ein Anrecht auf posthume Rehabilitation. Dies legt der Umkehrschluss nahe.

Diese Alternativen sind offen.

Natürlich beantwortete damals Pfarrer Wilhelm Gabriel die Frage mit der ersten Antwortvariante. Auch der spätere Oberstdorfer Pfarrer Gerhard Schäfer sah es so, wie er in der Festschrift „50 Jahre evangelische Kreuzkirche Hirschegg Kleinwalsertal“ auf Seite 21 schreibt: „Pfarrer Gabriel übernimmt den Vorsitz des Kirchbauvereins. Vikarin Schröder verhält sich dabei nicht loyal. Für zusätzliche Spannung sorgt das restriktive Vikarinnengesetz. Pfarrer Gabriel kritisiert die Andachtsform von Vikarin Schröder.“

Allerdings sah das in der allergleichen Festschrift auf Seite 19 f Dr. Gerdi Nützel, die Theologische Referentin beim Berliner Missionswerk, ganz anders und legt die zweite Antwortvariante nahe: „Der Dekan hatte schon mehrfach im Pfarrkonvent geäußert, dass er in der Diasporaarbeit kein „Frauenzimmer“ brauchen könne und hatte Pfarrer Gabriel zu Beantragung einen (sic.) Vikars aufgefordert. Er bewegte Lydia Schröder und Pfarrer Gabriel im Frühjahr zu einem „faulen Frieden“ auf Kosten Lydia Schröders, der sich als nicht tragfähig erwies.“

**Was stimmt nun?**

Ich selbst bin 2013 als Pfarrer in das Kleinwalsertal gekommen. Ich hörte viel Gutes von und über die einheimische Gemeinde. Das veranlasste mich auch, mich mit Freude auf die Außenstelle im Ausland der Oberstdorfer Kirchengemeinde zu bewerben. Das Kleinwalsertal gehört ja zu Vorarlberg und dies zu Österreich.

Allerdings fiel der Name Lydia Schröder in den Anfangszeiten in Hirschegg nie. Als ich die preisgekrönte Arbeit von Frau Dr. theol. Auguste Zeiß-Horbach „Von der befreienden Kraft des Wortes Gottes. Die Abschiedspredigt der bayerischen Pfarrvikarin Lydia Schröder (1952)“ (Sonderdruck aus „Pastoraltheologie. Monatsschrift für Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft, Jg. 102, 2013/4, April) las, war ich von Lydia Schröder begeistert. Ich freute mich und war auch stolz darauf, einer ihrer Nachfolger sein zu dürfen.

Doch warum teilte im Kleinwalsertal niemand mit mir die Begeisterung? Warum so kritische oder zumindest verhaltene Reaktionen? Was war da los? Warum solidarisierten sich nur Frauen außerhalb des Kleinwalsertals mit dieser herausragenden Persönlichkeit?

Diese Fragen regten meine Neugier an.

In Dr. Otto Nübel fand sich nun ein akribischer Historiker, der den Dingen auf den Grund geht und die Schichten der Meinungen so lange abträgt, bis er auf die Ursachen kommt. Quellenstudium, auf dem seine Arbeit ausschließlich beruht, hat einen unschätzbaren Wert und auch eine spirituelle Tiefe, weil es uns lernen lässt, wie die Kraft des Wortes Gottes, auf das sich Lydia Schröder verlassen hat, wirkt.

**Der versöhnte Blick zurück** auf all diese komplizierten Verhältnisse soll nachfolgend geübt werden. Er lädt ein, den nun aufgeworfenen Fragen neu nachzuspüren.

Das Quellenstudium von Dr. Otto Nübel belegt nun zweifelsfrei, dass Lydia Schröder ein Opfer des innerkirchlichen „aggressiven Harmoniestrebens“ wurde. In ihrem Fall wurde das jeweils eigene Interesse in Gender- und Machtfragen, im Hinblick auf theologische Konzepte und Visionen zum Gemeindeaufbau intrigant durchgesetzt. Geholfen hat dabei die Umkehr der Täter-Opfer-Wahrnehmung im Mobbing-Prozess.

Diese historische und wissenschaftlich von Dr. Nübel aufbereitete Wahrheit soll der heutigen Generation nicht wie ein „nasser Lappen um die Ohren gehauen“ werden. Allerdings kann diese Wahrheit auch nicht wie ein „warmer Mantel bergend, schützend und wohlig“ angeboten werden. Das wäre ideologische Geschichtsklitterung.

Wie also umgehen mit dieser schwierigen Wahrheit? Sie kann, um im Bild zu bleiben, angeboten und genutzt werden wie „outdoor-Kleidung“: Diese nimmt uns heraus aus der gewohnten warmen Stube zu Hause, führt uns ins Freie, lässt uns Neues und Abenteuerliches entdecken und Wichtiges für unser Leben lernen. Dabei entwickeln wir Kräfte und merken dabei: Es ist ein Teil des Lebensglücks, genau das tun zu dürfen und zu können.

Mit anderen Worten: Es geht um ein „reframing“, eine „Neu-Rahmung“ der Dinge, eine wahrhaftige Sicht, einen neuen Blick auf das, was geschehen ist und uns nach wie vor bewegt. Ohne Bezugsrahmen können wir nämlich uns und die Welt nicht verstehen. Wir suchen dabei eine Hermeneutik, d.h. Verstehensweisen und -möglichkeiten, die uns dazu führen, nicht mehr verdrängen zu müssen, sondern wahrhaftig zu leben. Das wünsche ich mir sehr, dass dies möglich wird – mit Gottes Segen, auf den Dr. Nübel bei seiner Buchpräsentation am 29.9.2017 im Gemeindesaal der Christuskirche ausdrücklich Bezug genommen hat.

**Folgende Elemente** beinhaltet meines Erachtens der „versöhnte Blick zurück“, wenn wir die evangelische Geschichte des Evangelischen Kleinwalsertals betrachten:

1. **Es geht nicht so sehr um Personen. Es geht um Gruppen, Prozesse und Kräfte, die sich ihre Personen suchen.** Das Problem der Zeit um 1950 war das Patriarchat inner- und außerhalb der Kirche. Dies kombinierte sich noch mit individuellen und kollektiven Traumata im Krieg und auf der Flucht. Dadurch werden Menschen „dissoziiert“ und von ihren Fähigkeiten, auf komplexe Situationen angemessen, kreativ und flexibel zu reagieren, „abgespaltet“. U.a. die Genderforschung, die feministische Theologie und die Psychotraumatologie haben dazu das Nötige schon gesagt. Ihre Erkenntnisse haben ihren Weg in die Kirche gefunden. Gut ist es, dass wir seit 1975 auch die Frauenordination haben. Wir leben jetzt in einer anderen Zeit, in der wir nun selbst anders und besser erkennen und darum auch angemessener reden, entscheiden und handeln können. Wir üben daher keine Verunglimpfung einzelner Menschen, sondern begreifen uns selbst wie die Menschen vor uns immer auch als „Kinder der Zeit“. Das gilt für das Heute wie für das Damals. Indem wir verstehen, wie wir selbst in einer ähnlichen Rolle wie die damaligen Handelnden agiert hätten, werden wir frei, neue und bessere Wege zu gehen.

„Die Wahrheit - auch die Wahrheit über uns selbst - wird uns frei machen“, um hier Jesu Wort aus dem Johannesevangelium, Kapitel 8, Vers 32 auf diese Situation anzuwenden.

So könnten wir dann verstehen: Die Geschichten ähneln sich in einer tieferen Struktur: In den Zeiten des Krieges und kurz nach dem Kriegsende wurden Frauen allenthalben zu Heldinnen. Trümmerfrauen bauten auf und gaben Schutz, Sicherheit und Orientierung, nachdem die Männer Europa und die halbe Welt mit Gewalt überzogen hatten. Wenige Jahre später schickte man die Frauen in Westdeutschland wieder in das Heim und an den Herd. Die Parallelen zur Geschichte Lydia Schröders, obwohl aus einem komplett anderen Lebensbereich stammend, sind mit Händen zu greifen. Dies sind gesellschaftliche Prozesse und keine individuellen Entscheidungen.

1. Pfarrer Wilhelm Gabriel hatte das Kirchenrecht auf seiner Seite. Sein Dekan wies ihn mehrfach darauf hin. Er war jung. Es lag ihm, sich daran zu orientieren, und er war es gewohnt, auch gegen Widerstände durchzugreifen. Ich kann mir persönlich gut vorstellen, dass er in unserer Kirche auch noch etwas werden wollte, was nach meinem Dafürhalten absolut legitim ist. Da ist es vollkommen einleuchtend, dass man sich an die Kirchenordnungen hält. Karriere und widerständige Existenz schlossen sich in unserer Kirche gegenseitig aus. Ob das heute auch noch so ist oder ob hier produktive Lernerfahrungen gemacht werden konnten, ist eine Frage, der wir uns widmen sollten. Auf jeden Fall war Pfarrer Wilhelm Gabriel in seinem Verhalten einer von unserer damaligen Kirche.
2. Die Vorgänge rund um die Geistlichen Schröder und Gabriel sind keine Vergangenheit. Auf der einen Seite ist unsere Evangelisch-Lutherische Kirche im Konzert der Meinungen inmitten unserer pluralistischen, postmodernen Gesellschaft immer eine prophetische Stimme für Offenheit, Fairness, Transparenz, Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit. Sie weist immer darauf hin, dass auf dem Grund der geschenkten Gnade Gottes und der dadurch geschenkten Freiheit wir unsere Verantwortung für uns selbst, die Gesellschaft und die Welt wahrnehmen können. Nach außen ist alles vorbildlich.

Nach innen wundern sich viele, wie groß der Einfluss unkontrollierter, verdeckter, intriganter Kommunikation auf der anderen Seite noch ist. Mobbing ist ein Alltagsphänomen in kirchlichen Bezügen. Nicht nur Arbeitnehmervertretungen sehen sich genötigt, dies, durchaus auch gegen Widerstände, zum Thema zu machen. Die real existierende Milieuverengung auf Gemeindeebene hat eine ihrer Quellen im Mobbing und der „habituellen Ablehnung“. Der Hinweis, dass dies so oder so ähnlich auch in Vereinen, Gewerkschaften, Verbänden und Parteien anzutreffen ist, will dabei niemanden richtig trösten. Wir haben noch Aufgaben auf unserer geistlichen und sozialen To-Do-Liste.

Wir nehmen dabei wahr: Das System der evangelischen Gemeinde hat kollektiv, also unabhängig von Einzelpersonen, gelernt, dass Mobbing funktioniert. Sie machten als Kollektiv die Erfahrung: Mit Mobbing können Ziele, von denen Menschen aus gutem Grund überzeugt sind, erreicht werden. Die Gründe und Ziele mögen gut sein, die Mittel und Wege sind es nicht. Diese kollektive Erfahrung sedimentierte sich als „transgenerationale Lernerfahrung“, wurde an die nachfolgende Generation weiter gegeben. Hierfür ist der Sprengel Kleinwalsertal der Kirchengemeinde Oberstdorf ein aussagefähiges weil untersuchtes Beispiel.

Dass auch die Evangelischen im Kleinwalsertal diese kollektive Lernerfahrung gemacht haben, belegen die Botschaften, die mich im Jahre 2013 in meinen ersten Dienstwochen ungefragt erreicht haben. Sie lauteten: „Die Evangelischen halten zusammen. Wir schätzen die Kreuzkirche, aber wir kommen bewusst nicht in diese Gemeinschaft hinein.“
Ich will aber, dass andere, nämlich wertschätzende Botschaften das soziale Leben der Gemeinde prägen.

Wer etwas anderes will, und wir wollen etwas anderes, darf sich unseres Erachtens nicht in Schuldzuweisungen ergehen, sondern ist aufgerufen, neue, positive und konstruktivere Verhaltensmöglichkeiten zu erproben und daraus zu lernen. Auch diese Lernerfahrungen werden dann über Generationen hinweg weitergegeben. So werden dann wieder transgenerational Lernerfahrungen sedimentiert – diesmal ressourcenvoll für alle.

1. Pfarrer Wilhelm Gabriel hatte eine Vision von Kirche. Sie manifestierte sich in seinen Vorstellungen, wie die Kreuzkirche erbaut werden soll. Das Allergleiche trifft auch auf Pfarrvikarin Lydia Schröder zu. Auch sie hatte eine Vision. Es ist eigentlich sehr schade und ein Teil der historischen Wehmut, dass Lydia Schröder und Wilhelm Gabriel keine Freunde wurden. Sie werden es aber in der eschatologischen, himmlischen Vollendung, die auf uns alle wartet. Das Freundschaftsband wartet im Himmel schon.
	1. Die Vision von Pfarrer Wilhelm Gabriel bestand in der, und so müssen wir es heute sagen, „zutreffenden“ Meinung, dass ein Kirchenraum „etwas Besonderes“ ist. Er hat nicht nur eine Funktion, vielmehr ist er etwas in einem qualifizierten spirituellen und vielleicht auch ontologischen, seinshaften Sinn. Hier fällt in den Rückblicken oft der Begriff „kultisch“ und „sakral“. Eigentlich passt das nicht gerade vollkommen und deckungsgleich zu einer Theologie, die sich auf Martin Luther beruft. Aber viele Besucher, häufig touristische Flaneure, die in die Kreuzkirche seit Jahrzehnten kommen, spüren, dass da „was dran“ ist. Die Gästebücher erzählen davon, dass die Kreuzkirche ein „Ort der Kraft“ ist, dass hier spirituell Wesentliches zu erfahren ist, dass hier Ruhe und Frieden seinen Platz hat. Dies ist Wilhelm Gabriels Vermächtnis, sein Erbe an uns, sein Charisma, das durch die Zeiten auch uns erreicht. Erst jetzt, nach den Umwegen über so viele missglückte Billigbauten im kirchlichen Dienst mit Multifunktions-Gotteshäusern und dergleichen, kommt man baulich und auch im Hinblick auf Fragen der Verkündigung, der Spiritualität und des Gemeindeaufbaus auf den Wert des „heiligen Ortes“, des „heiligen Raumes“ oder des „Hauses Gottes“ auf solche Impulse zurück.
	2. Die Vision von Pfarrvikarin Lydia Schröder bestand in der, und so müssen wir es heute auch sagen, „ebenso zutreffenden“ Meinung, dass ein Kirchenraum für Menschen da sein muss. In der Kirche bzw. in kirchlichen Räumen muss man reden, Gemeinschaft erfahren und sich angenehm aufhalten können. Wer friert, dem fällt im Bibelgespräch wenig ein, das er oder sie mit anderen teilen möchte. Die soziale Gemeinschaft der Kirche geht nicht ohne Aufenthaltsqualität. Wenn Kinder in der Krabbelgruppe sich verkühlen, hat das Kinderevangelium aus Markus 10, das in der Taufe eine zentrale Rolle spielt, keine Überzeugungskraft mehr.
2. Die beiden Visionen von Pfarrer Gabriel und Pfarrvikarin Schröder bedürfen einer bis heute nicht erreichten Versöhnung, suchen die Einheit. Es geht dabei nicht um einen „Goldenen Mittelweg“ zwischen beiden sondern eher im Sinne der Hegel’schen Philosophie um eine Versöhnung von These und Antithese in einer Synthese, die mehr ist als die Kombination der beiden Ausgangspole. Beide Visionen haben eine Kraft, die transpersonal über das jeweils einzelne Individuum hinaus weiterwirkt und so lange Menschen beschäftigt, bis das Visonäre zu seinem versöhnten und integrierten Ziel kommt. Das ist die „Kraft Gottes“, an der auch das „Wort Gottes“, auf das sich Lydia Schröder in ihrer Abschiedspredigt bezieht, Anteil hat.

Dabei liegt das Moment der Befreiung, was die Frage des Kirchbaus und des Umgangs miteinander in der Kirche betrifft, in der desillusionierten Wahrnehmung dessen, was ist. Denn jede Des-Illusionierung ist eine Befreiung von Illusionen, von einengenden Bildern, die uns den Zugang zum Leben und zum Wort Gottes verstellen.

Ich entdecke folgende Zeichen, dass die beiden Visionen von Schröder und Gabriel sich versöhnen wollen und können und nehme dabei in Anspruch, befreit zu sein von einem aggressiv oder auch gekränkt kommunizierten Entweder-Oder.

* 1. Die Parteigänger und Parteigängerinnen von Pfarrer Gabriel hatten zumindest zum Teil ihre Wurzeln im schwäbischen Pietismus. Dieser hat aber doch auch eine gemeinschaftsbezogene Ekklesiologie! Das pietistische Bild und seine Vision von Kirche(n) ähneln dem Ansatz bei Lydia Schröder sehr stark. Sie, also Lydia Schröder als Exponentin der Bekennenden Kirche, und die pietistisch geprägten Gemeindeglieder, haben es nur nicht gemerkt.
	2. Die missionarische Kraft des „heiligen Ortes“ als Zeugnis für das „Wort Gottes“ ist bis heute von der „Wort-Gottes-Theologie“ noch nicht richtig in den Blick genommen worden und hat noch eine Hausaufgabe zu erledigen, nämlich die Rezeptionsästhetik einzubinden. Das Wort Gottes will nicht nur verkündigt, sondern auch aufgenommen, „rezipiert“ werden. Die Bedingungen der Aufnahme können betrachtet und untersucht werden. Für diese Aufnahme stehen uns (nur) unsere „sinnlichen Sinne“ zur Verfügung. Es geht also um Sinnlichkeit, nämlich um Hören, Sehen und Fühlen, eben um Ästhetik. So wäre es gerade für die bekenntnisorientierte Wort-Gottes-Theologie naheliegend, eine spirituelle Kirchen- und Kirchplatzgestaltung zu entwickeln. Dabei gibt es in unserer Kirche ein Gespür dafür, dass da auch „was dran“ ist. Sie versucht, diesem Impuls mit Hilfe der Kirchenraumpädagogik und den Bemühungen um „offene Kirchen“ nachzukommen. Der Versuch ist meines Erachtens gut und wertvoll …
	3. Der Sprengel Kleinwalsertal ist automatisch dabei, die Visionen von Schröder und Gabriel unbewusst und unreflektiert zu verbinden. Kurz nach der Einweihung der Kreuzkirche wurde ein Erweiterungsbau angefügt, ebenso ein Pfarrhaus mit Mesnerwohnung. Im Grunde sind dies wichtige Anliegen der Pfarrvikarin, für das sie zu ihrer Zeit ehrenrührig kritisiert wurde. Im Nachgang gibt es eben einiges zum Nachholen …
	4. Meine Vorgänger im Amt waren meines Wissens sehr häufig mit der Aufgabe befasst, die Kirche, den Gemeindesaal und das Pfarrhaus besser heizen zu können und eine thermische Dämmung zu ermöglichen.
	5. Der derzeitige Sprengelausschuss hat sich mit mir die Aufgabe gestellt, die Kreuzkirche barrierefreier, aufenthaltsfreundlicher und für Gäste und Flaneure kommunikativer zu gestalten.
1. Wir sind, dies zeigen meines Erachtens ganz deutlich die Kräfte, Diskussionen und Prozesse rund um die Kreuzkirche, ein Teil des Ganzen. Ich für meinen Teil möchte mich in diesen visionären Versöhnungsprozess hineinstellen und sowohl die sozialen, geselligen, kommunikativen als auch die kultisch-sakralen Aspekte weiter pflegen und miteinander und mit Gottes Hilfe versöhnen. Ich suche Menschen, die ebenso davon ergriffen sind und daran mitarbeiten.
2. Ich rege für eine weitere wissenschaftliche Untersuchung an, sich mit folgenden Impulsen zu beschäftigen:
	1. Wie, in welchem Maß und in welchen Veränderungsprozessen während der Planung haben die Visionen von Schröder und Gabriel Eingang in die Entwürfe vom Architekten der Kreuzkirche, Gustav Gsaenger gefunden? Welche Rolle haben dabei welche Entscheidungen des damaligen Kirchenvorstands und anderer Entscheidungsträger gespielt?
	2. Welche Rolle spielt Pfarrvikarin Lydia Schröder im Prozess der Entnazifizierung im Kleinwalsertal? Wie hat dies ihre Stellung auch gegenüber anderen Entscheidungsträgern beeinflusst?
	3. Die Verdienste der Bekennenden Kirchen, deren Mitglied Lydia Schröder war, sind unbestritten. Trotzdem sollte auch gefragt werden: Welche theologischen Positionen oder auch „blinde Flecken“ der damaligen Theologie haben die Pfarrvikarin daran gehindert, sich besser gegen Intrigen schützen zu können? Welche Befreiung außer der, von der ihre Abschiedspredigt handelt, hätte sie noch gebraucht?
	4. Welche Strukturbedingungen muss unsere Kirche beachten, wenn sie Mobbing-Prozesse in ihren Reihen vermeiden will? Welche Rolle spielt dabei die innerkirchliche Gewaltenteilung? Wie wird innerhalb unserer Kirche Macht faktisch organisiert?
3. Ich danke Dr. Otto Nübel, dass er uns in die Lage versetzt, uns in unserem Geworden-Sein zu verstehen. In diesem Sinn empfehle ich auch die Lektüre des ungekürzten Kapitels zum „Dissens um den Bau der Kreuzkirche in Hirschegg“.

Genauso wie Dr. Nübel wünsche ich Ihnen dazu Gottes Segen.

Frank Witzel, evangelischer Pfarrer in Hirschegg im Kleinwalsertal am 08.11.2017